

NICHTS - als Schwarz und Weiss

Wir sind es gewohnt, Fülle zu sehen. Unermüdlich treffen auf unsere Netzhäute Reize, Aufforderungen, Anmaßungen. Verlassen wir das Haus, nehmen wir Menschen, Häuser, Straßen, Natur in stetem Wechsel und anhaltender Überlagerung wahr. Der optische Wirklichkeitsausschnitt ist beladen bis zum Rand. Selbst wenn wir nur die blaugraue Wasserfläche des Meeres betrachten und den darüberhängenden graublauen Himmel, beides getrennt durch das scharfe Messer der Horizontlinie, gibt es in diesem Bild Fülle: mikrofeine Wellenbewegungen, Wolkenverschiebungen, ziehende Schiffsumrisse...

Achim Niemanns Malerei schöpft zwar aus der Fülle des Sehens, bildet diese Fülle aber nicht ab. Seine Bilder verweigern sich einer womöglich schwer faßbaren, einfaßbaren Üppigkeit, die verlangt, in ein Bildviereck komprimiert, variiert oder abstrahiert zu werden. Der Maler Niemann dampft die Fülle statt dessen gnadenlos ein, reduziert sie in seinen Werken auf ein kaum noch ertragbares Maß. Jedes Bild wirkt wie eine Herausforderung, scheint eine Wette mit der Realität: Wie weit kann ich als Maler gehen, um noch als solcher zu existieren. Was kann ich weglassen, ohne dass dem fertigen Bild etwas fehlt. Was Niemann auf der Leinwand oder in seinen Plastiken vom Holz oder Ton übrigläßt, das ist weniger als Struktur, es sind nahezu nur noch die Baupläne, die inneren Leitlinien wahrgenommener Strukturen.

Dazu passt, dass Achim Niemann aus seinen Bildern und Objekten Farben weitestgehend eliminiert oder besser: sie rigoros vernachlässigt. Seine Bilder und Plastiken müssen vor allem mit Schwarz und Weiß auskommen. Kaum zusätzliche Farben gestalten, formen, konturieren Bildraum und plastische Körper. Niemann reduziert seine malerischen Ambitionen auf Schwarz und Weiß, Licht und Schatten, Hell und Dunkel. Keine Stimmungen werden eingefärbt, sondern klare Kontraste betont.

Für Niemann bilden Schwarz und Weiß aber keine gegnerische Opposition, er läßt sie weder gegeneinander rebellieren noch einen Aufstand im Bild provozieren. Niemann setzt die beiden Nicht-Farben eher als dezent-spannenden Widerspruch. Schwarz wie Weiß symbolisieren jeweils das Mitdenken der Gegenseite, bieten sich als ergänzende Gegenspieler an. Sie erheben leisen Einspruch, zeigen ausgehaltene Differenz, sind sowohl siamesischer Doppelkörper als auch antipodischer Widerpart. Aus einem solcherart herausgeschälten und verdeutlichten beharrlichen Gegenübersein entsteht die Spannung in Niemanns Bildern. Faszinierend wie der Künstler es schafft, in all dieser Reduziertheit anhaltende Dynamik zu erzeugen, Zuordnungen hintersinnig auszutarieren, Linien sanft-energetisch zu führen, Formen listig anzudeuten.

Bartleby, jener berühmte Schreiber aus der gleichnamigen Erzählung von Hermann Melville, versucht sich vor den Zumutungen der Welt mit dem beharrlich monotonen Satz "I would prefer not to" - „Ich möchte lieber nicht“ - zu retten. Der Name dieser literarischen Figur wurde dank ihrer penetranten Monotonie zum Synonym für einen Verweigerungsprozess, der schließlich in der kompletten Auflösung des so Sprechenden endete. Irgendein Partikel dieser Bartlebyschen Formel weht auch durch die Bilder von Achim Niemann. Dieses „lieber nicht“, dieses Weglassen von immer mehr Bestandteilen dessen, was Fülle bedeutet...

Die der Wirklichkeit immanente Mannigfaltigkeit, ihr Überfluss und Überangebot verlangen danach, auch in jedem Bild etwas auszufüllen: einen Rahmen, eine Silhouette, eine Form. Niemann sucht statt dessen bevorzugt nach dem inneren Nukleus eines Bildes, er malt *mögliche* Bilder. Möglichkeit, das heißt Potential, Vorrat, Energie, Reserve. Dazu ist es notwendig, alles wegzulassen, beherzt fallenzulassen, was nicht als Potenz für eigenständig Neues taugt. Die höchstmöglich Potenz besitzt ein Blatt weißes Papier - auf ihm ist noch alles, wirklich alles möglich. Im Laufe der letzten Jahre näherte sich Achim Niemann immer stärker diesem optimalproduktiven Nichts an. Ein plausibler Zustand, der gerade aus dem Nicht-Abgebildetem heraus sichtbar, vor allem begreifbar wird.

Der griechische Philosoph Parmenides spricht von zwei zum Nichts führenden Wegen. Der eine endet bei allem „Seienden“, welches demzufolge nicht Nichts sein kann. Der andere Weg zeigt, dass etwas auch nicht ist und „dass dies Nichtsein notwendig sei... Denn das Nichtseiende kannst Du weder erkennen (es ist ja unausführbar) noch aussprechen.“

Kunst, Musik, Poesie wirken nicht zuletzt durch jenes Ungezeigte, Ungehörte, Unausgesprochene, das in jedem Werk nicht nur als notwendiger Bestandteil mitschwingt, sondern das vor allem das Wesen sämtlicher künstlerischer Schöpfung ausmacht. Der davon ausgelöste verlangend-drängende Sog, es zu fassen zu bekommen, ist so ziemlich genau das, was Betrachter, Zuhörer und Leser an Kunst, Musik und Poesie dauerhaft bindet.

Achim Niemann spielt mit diesem Nichts, diesem Nothing. Geschickt versucht er, es zwischen Weiss und Schwarz zu tarnen. Seine künstlerische Neugier treibt ihn im Endeffekt so weit, dass er mit dem Nichts auf Gedeih und Verderb verhandelt. Ähnlich jenem hochgestimmten Glücksritter, der im russischen Roulette mit der Bleikugel ein unsicheres Verhältnis eingeht. Vernichtet sich das Bild schlussendlich durch seine immer gewagtere Reduziertheit selbst? Oder besteht es gerade als solches eben durch Weglassen, Übermalen, Retuschieren?

„Ich möchte so weit wie möglich an die Grenze, ohne hinüberzukippen, denn von dort kann ich alles sehen, was vom Zentrum aus nicht sichtbar ist.“ So versuchte der amerikanische Schriftsteller Kurt Vonnegut das riskante Spiel mit jener Balance zu beschreiben, die auch der Maler Achim Niemann kennt, wenn er seine Bilder von Schwarz zu Weiss und umgekehrt bis an die Grenze des Machbaren, Malbaren austariert.

Cornelia Jentsch